

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **108 (1982)**

Heft 33

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Fetzen Tuch

In Ihrer Nr. 31 bilden Sie im «Curiositäten-Cabinet» *Andreas Heusler* ab, der im Juli 1847 die Schweizer Fahne als «einen Fetzen Tuch» verunglimpft und damit in der ganzen Eidgenossenschaft einen Sturm der Entrüstung ausgelöst habe. Dies bedarf einer kleinen, aber doch nicht unwesentlichen Korrektur: Der erzkonservative Basler Ratsherr führte seit Jahren einen leidenschaftlichen Kampf gegen den ständig anwachsenden und zunehmend gewalttätigen *Radikalismus* (Ausschreitungen, Putsche, Freischarenzüge u. dgl.) und hatte schon früher (z.B. 1844) die eidgenössischen Schützenfeste kritisiert, weil an ihnen mitunter ausgesprochen radikale Parteipolitik getrieben wurde. Vor dem Schützenfest von 1847 nannte er nun in einem zweifellos etwas unvorsichtig redigierten Artikel die eidgenössische *Schützenfahne* — also *nicht* die Schweizerfahne — beiläufig einen «Fetzen» (vgl. *Eduard His*, *Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts*, S. 128 f.). Dies war sicher weniger schlimm; allein eine gewaltige Empörung in der ganzen radikalen Schweiz blieb gleichwohl nicht aus.

Dr. Hans Staehelin, Basel

Die ach so bösen Schweizer

Antwort auf Max Rüeggers Kommentar in Nr. 29

Wer heiterhellen Tags auf der Strasse jodelt oder Flöte spielt, kann problemlos verzeigt und gebüsst werden. Der «normale» starke Verkehr in Zürich wird Tag und Nacht gewürzt mit solchen rücksichtslosen Flegeln, wie sie Ueli der Schreiber in der gleichen Nummer schildert. So jemand kann ungestraft zigtausend Leute im Schlafe stören. Wenn gewisse Strassenzüge ca. alle 10 Minuten bis 4 Uhr morgens von herumrasenden, dauerhupenden Autokolonnen und dem Gegröle Besoffener heimgesucht werden, ist das also demnach in Ordnung.

Wer derart mit dem Begriff «Toleranz» umgeht wie der fassungslose Schreiber, wundert sich natürlich nicht, dass bloss 50 Leute sich beschwerten und bloss mürrische Mienen gezogen wurden. Wer Toleranzappelle dazu missbraucht, primitivsten, bornierten Fanatismus und Nationalismus zu untermauern, begreift kaum, welche Toleranz den «lieben, geplagten» Italienerlein von den ach so bösen Schweizern entgegengebracht wird.

Mit der allgemein ihnen eigenen Aggressivität beweisen die Italiener gerade in

den Fussballstadien ihre so lobenswerte Andersartigkeit. Ein solches Verhalten von Ausländern in Italien hätte wahrscheinlich zu Massenschlägereien geführt. Diesen fassungslosen Menschen würde die italienische Toleranz bei gleichem Benehmen wohl eher mit einem blauen Auge als mit Sympathie quittiert.

Fürwahr! Es gibt schlimme Schweizer.

E. Betschen, Leissigen

Letzter Akt einer Ära

«Zuckerbrot und Peitsche», Nebi Nr. 29

Sehr geehrter Puck
Es ist überaus tröstlich für einen langjährigen Theaterbesucher (Schauspielhaus Zürich), wenn Sie dem abtretenden Direktor einen «Ausfluss der beispiellosen Arroganz» nachzeichnen.

Tröstlich deshalb, weil damit auch von anderer Seite — und die Seite des Nebelspaltes ist nicht die letzte! — klar und deutlich, schwarz auf weiss festgehalten wird, was die vielzitierte «schweigende Mehrheit» seit geraumer Zeit im Schauspielhaus empfindet. Und tröstlich auch für mich persönlich, da ich dem Herrn Direktor vor einem Jahr einige Gedanken zu spielte, die in ähnlicher Richtung gehen. Unnötig zu sa-

gen, dass diese Gedanken kein Echo auslösten, dass der Herr Direktor den Dialog nicht aufnahm.

Auch ich wünsche dem Herrn Direktor eine «gute Stelle am Kasseler Stadttheater» und lege Ihr «Zuckerbrot und Peitsche» sozusagen als letzten Akt einer Ära zu den Akten.

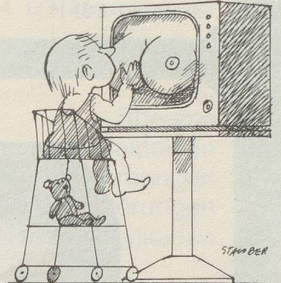
H. J. Pfenninger, Wädenswil

Ein Schlag ins Gesicht

Sehr geehrter Herr Mächler
Eigentlich hatte ich mich darauf gefreut, in den Ferien eine Reihe von aus Zeitmangel ungelesenen Nebelspaltern zu lesen. Leider ist es zu einem Vergnügen aber nicht gekommen, denn die zweite Nummer, die ich zur Hand nahm, war die Nr. 27 vom 6. Juli.

In dieser Nummer haben Sie auf Seite 8 einen derart geschmacklosen Cartoon publiziert, dass mir die Freude am Nebelspalter — die übrigens immer durch die z.T. sehr primitiven, frauenfeindlichen «Witze» getrübt worden ist — endgültig genommen worden ist. Dass der Zeichner offenbar das Niveau des nuckelnden Säuglings hat, ist — so könnte man meinen — sein Problem. Dass sich aber eine Zeitschrift, die

eine satirische Publikation sein will, auch auf dieses Niveau begibt, gibt mir zu denken. Geschmacklosigkeiten dieser Art sind ein Schlag ins Gesicht all derer, die sich seit Jahren ernsthaft um ein



neues Selbstverständnis von Frauen und Männern bemühen.

Da ich nicht sicher sein kann, dass mir solche Peinlichkeiten in Zukunft erspart bleiben, möchte ich hiermit per sofort mein Abonnement abbrechen.

Dr. Monique R. Siegel, Zürich

Gratulation

Von Fernand Raussers pfiffigen Beiträgen bin ich begeistert. Ich gratuliere Ihnen und dem Künstler zu dieser glücklichen Partnerschaft.

Niklaus Imfeld, Spiegel

Josef Rennhard

Wie die Friedenstaube ausgerottet wurde

«Ätsch, ihr seid ja gar keine richtigen Friedenstauben!» redeten die Raubvögel von allen Seiten auf die Friedenstauben ein, und sie schrieben und sagten es auch in den Medien, die es so lieben, den Gescheiten dieser Welt etwas Schiefes anzuhängen. — «Wäret ihr richtige Friedenstauben, würdet ihr endlich auf die angeborenen Relikte eurer traditionalistisch-konservativen Verteidigungsgewohnheiten verzichten. Welcher Aufwand zum Beispiel, Nester in schwer zugängliche Wipfel oder gar in Höhlen zu bauen und sie zu allem teuren Überfluss gar noch mühsam mit Dornenzweigen wie ein Stachelschwein auszugestalten ...»

Dies beherzigend legten die Friedenstauben fortan ihre Eier offen auf die grüne Wiese, jedem frei zugänglich, und verzichteten auf jegliche wachsame Aufmerksamkeit ...

Seither wundert sich die Welt, dass die Friedenstauben plötzlich als ausgestorben gelten.



«Dann dachte ich: Zum Teufel mit den Aktien! Und investierte fortan nur noch in Schnaps.»